**Prof. Dr. Meinhard Miegel**

# Die Dimension der Zukunft: Besser statt mehr

**BDA-Gespräch 2014: Die Stadt von morgen denken und gestalten am 24. November 2014 in Düsseldorf**

Von allem immer mehr: Mehr Nahrungsmittel und Kleidung, mehr Wohnungen und Büros, mehr Straßen und Autobahnen, mehr Automobile und Flugkilometer, mehr, mehr, mehr. Das ist spätestens seit Beginn der Industrialisierung der stampfende Rhythmus von Wachstum und Wohlstand, Fortschritt und Lebensqualität, ja Lebensglück.

Nun ist es nicht so, dass nicht auch die Menschen früherer Zeiten mehr gewollt hätten. Auch sie strebten nach vollen Scheuern und einem festen Dach über dem Kopf. Und Städte und Gemeinden konkurrierten erbittert um den höchsten Kirchturm und das prächtigste Rathaus. Aber zu der Obsession, zu der es heute geworden ist, wurde dieses Streben nach Mehr und zwar nach mehr materiellen Gütern erst in der so genannten Moderne.

Bis dahin waren sich die meisten Menschen ihrer irdischen Grenzen wohl bewusst und wenn dieses Bewusstsein einmal schwand, wurde es durch Hungersnöte, Seuchen und Naturkatastrophen kurz: durch göttliche Strafgerichte, schnell wieder hergestellt. Der Mensch sollte die Götter nicht versuchen und eine der wichtigsten Formen derartigen Versuchens war die Anhäufung, ganz zu schweigen von Zur-Schau-Stellung materieller Opulenz. Das war Hoffart und führte leicht zu ewiger Verdammnis. Materielle Armut sollte hingegen den Weg zu ewiger Glücksseligkeit ebnen.

Das wurde keineswegs nur im christlich-abendländischen Kulturkreis so gesehen. Auch in den großen asiatischen Kulturen und Religionen war das allzu heftige Streben nach materiellen Gütern mit einem gesellschaftlichen Unwerturteil belegt. Nicht der materiell Wohlhabendste, sondern der Gebildetste hatte in China bis in das 19. Jahrhundert hinein das höchste gesellschaftliche Ansehen und dieses Ansehen stieg sogar noch, wenn sich Bildung mit Freigiebigkeit bzw. Bescheidenheit paarte. Das war ein Grundkonflikt in der Welt der beginnenden Moderne: Die in den Augen der meisten Nichteuropäer – Indianer, Inder, Chinesen und Afrikaner – geradezu widerwärtige Gier der Europäer nach "Cargo" (Diamond), nach materiellen Gütern jedweder Art. Was machten die Europäer nur mit all diesem "Gold"?

Über die Gründe für diese menschheitsgeschichtlich einzigartige Fokussierung auf die Mehrung materieller Güter zu sprechen, ist ein eigenes abendfüllendes Thema. Hier mag der Hinweis genügen, dass sie – erstens – von Außenstehenden lange Zeit als eine Art Geisteskrankheit angesehen wurde und – zweitens – bis in die Jetztzeit ungeheuer reiche Früchte trägt – süße, zunehmend aber auch saure.

In Zahlen: Um 1800, bei Beginn der Industrialisierung, wurden in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung über den Markt etwa fünf Prozent der heutigen Güter- und Dienstemenge erwirtschaftet. 100 Jahre später, also um 1900, waren es etwa zehn Prozent und 1950 knapp zwanzig Prozent. Hinzu kamen jeweils die außerhalb des Marktes, z.B. in Hausarbeit erwirtschafteten Güter- und Dienstemengen. Um 1800 waren diese schätzungsweise ebenso groß wie die auf dem Markt erwirtschafteten. Um 1900 lagen sie bei ungefähr siebzig und heute bei etwa vierzig Prozent. Das aber heißt, dass sich in einem Land wie Deutschland die innerhalb und außerhalb des Marktes erwirtschaftete Güter- und Dienstemenge pro Kopf der Bevölkerung seit 1800 in etwa vervierzehnfacht und seit 1900 mehr als verachtfacht hat.

Etwas auch nur annähernd Ähnliches hat es in der vorangegangenen Menschheitsgeschichte nicht gegeben. In den tausend Jahren zwischen Karl dem Großen und Napoleon, also in der Zeit von 800 bis 1800, hatte sich die pro Kopf erwirtschaftete Gütermenge in Mitteleuropa – mit mancherlei Aufs und Abs – gerade einmal verdoppelt. Und nun das! 1960, als die Deutschen etwa vierzig Prozent des Heutigen erwirtschafteten, hob ein Ludwig Erhard beschwörend die Hände und flehte: "Laßt ab. Es reicht. Wendet Euch lohnenderen Zielen zu als der fortwährenden Mehrung materieller Güter." Das Ende dieser Geschichte ist bekannt.

Dabei wäre es verständlich, wenn die Milliarden Armer in der Welt nach mehr riefen: Mehr Nahrung und Behausung, mehr Bildung und gesundheitliche Versorgung. Aber ihre Stimmen gehen beinahe unter in dem lautstarken Chor derer, die sich seit langem mehr nehmen als die Erde zu geben vermag. Das wohlhabendste Fünftel der Weltbevölkerung, jenes Fünftel, zu dem wir gehören und zwar alle, vom Hartz-IV- und Grundsicherungsempfänger bis hin zum Milliardär, beansprucht heute 83 Prozent der Weltgüterproduktion. Dem wirtschaftlich schwächsten Fünftel stehen demgegenüber gerade einmal 1,2 Prozent zur Verfügung – ein Siebzigstel. Woraus folgt, dass sich die verbleibenden drei Fünftel der Weltbevölkerung – bei starkem Gefälle – rund ein Sechstel der Gütermenge teilen müssen.

Hier von Verteilungsgerechtigkeit zu sprechen, ist blanker Hohn und Hohn ist es, wenn deutsche Mindestlohnempfänger, deren Kaufkraft dreißigmal so hoch ist wie die einer kenianischen Teepflückerin oder einer Näherin in Bangladesch als "Hungerlöhner" apostrophiert werden. Ja, es gibt sie, die Hungerlöhner. Es gibt sie sogar milliardenfach. Aber es gibt sie nicht in den hoch privilegierten Ländern des Westens und es gibt sie nicht bei uns. Doch das nur am Rande.

Die Frage, die hier interessieren soll, ist: Hat uns unsere Hochprivilegierung zufrieden und glücklich gemacht? Die Antwort ist ein eindeutiges Ja. Ja, die wirtschaftlich wohlhabenden Völker sind mit ihren Leben alles in allem sehr oder zumindest recht zufrieden. Macht aber eine weitere Steigerung dieser Wohlhabendheit sie immer zufriedener? Die Antwort hierauf ist ein ebenso eindeutiges Nein. Nein, immer mehr materielle Güter machen weder zufriedener noch glücklicher, weshalb Schweden und Schweizer auf der einen und Mexikaner

und Kolumbianer auf der anderen Seite trotz beträchtlicher wirtschaftlicher Unterschiede mit ihren Leben ähnlich zufrieden sind. Es nicht so, dass Geld nicht glücklich macht. Aber immer mehr Geld macht nicht immer glücklicher. Worum es geht ist das rechte Maß – eine Erkenntnis, die weit zurückreicht in der Menschheitsgeschichte. Was aber ist das rechte Maß?

In Deutschland beispielsweise entwickelten sich materieller Wohlstand und Lebenszufriedenheit der Menschen bis Anfang der 1970er Jahre auffällig parallel zueinander. Mit steigenden Löhnen und wachsenden Vermögen erhöhte sich bei den meisten die Lebenszufriedenheit. Das BIP zog die Lebenszufriedenheit gewissermaßen hinter sich her. Doch dann stagnierte der Zufriedenheitspegel in Deutschland und vielen anderen Ländern, obwohl das Wachstum noch jahrzehntelang anhielt. Das heißt nicht, dass Menschen nicht mehr empfänglich gewesen wären für Einkommenssteigerungen oder sonstigen materiellen Gewinn. Aber sie wurden und werden durch sie nicht zufriedener, jedenfalls nicht dauerhaft.

Dieses Phänomen ist in vielen Ländern beobachtet und wissenschaftlich untersucht worden. Das Ergebnis ist immer das Gleiche. Der Mensch ist nicht jenes unersättliche Wesen, als das er lange Zeit vor allem von Ökonomen gesehen wurde. Die meisten wissen recht genau, wann sie genug haben. Und folglich entkoppeln sich bei einem bestimmten materiellen Wohlstandsniveau, das (in Maßen) regions- und kulturabhängig ist, materieller Wohlstand und Lebenszufriedenheit. Und fragt man die Unzufriedenen nach den Gründen ihrer Unzufriedenheit, dann ist die Antwort zumeist nicht, weil wir nicht genug haben, sondern weil andere mehr haben als wir. Damit ist aus der Zufriedenheitsquelle materiellen Wohlstands in den wohlhabenden Ländern eine potentielle Quelle der Unzufriedenheit geworden.

Immer mehr sind klug genug, das zu sehen und Konsequenzen hieraus zu ziehen. Immer weniger, gerade auch jüngere Menschen, sehen ihre Lebenszufriedenheit primär in Abhängigkeit von materiellem Wohlstand. Abgesehen von Gesundheit, die für fast alle den ersten Rang in der Liste der Lebensgüter einnimmt, sind für die meisten wichtiger als materieller Wohlstand intakte Beziehungen, interessante Aufgaben, gute Freunde – aber auch scheinbar ferner Liegendes wie Rücksichtnahme und Achtsamkeit. Und ein weiteres ist der großen Mehrheit wichtig: Sicherheit. Lieber von allem weniger, das aber verlässlich. Es scheint, dass die Generation der "born to shop" zu altern begonnen hat. Gewiss, es gibt sie noch. Aber die Zahl derer, denen es schlicht lästig geworden ist, der 18. Geschmacksvariante eines Jogurts nachzuspüren oder wieder und wieder einen neuen Klingelton oder eine neue App auf die neueste Iphone-Version herunterzuladen, wächst.

Die Bevölkerungen der früh industrialisierten Länder befinden sich in einem merkwürdigen Schwebezustand. Einerseits ist ihr Wertekanon noch tief in tradierten Strukturen verwurzelt. Was beispielsweise ist das Ziel ihrer schulischen Ausbildung? Kinder und Jugendliche in möglichst kurzer Zeit zu möglichst guten Produzenten und – nicht zu vergessen – Konsumenten werden zu lassen! Die Fokussierung auf eine

jahrzehntelange Erwerbsarbeit ist noch immer dominant. Die Vermittlung von Fähigkeiten, derer es bedarf, um ein erfülltes Leben zu leben, ist demgegenüber nachrangig. Noch immer ist die Gleichsetzung von gutem Job mit gutem Leben weit verbreitet. Die Menschen früherer Perioden hätten hierüber nur den Kopf geschüttelt. Andererseits sehen oder fühlen zumindest immer mehr, dass diese tradierten Strukturen brüchig geworden sind und abnehmend Halt bieten. Dass dieses immer Mehr zu keiner immer größeren Lebenszufriedenheit beiträgt, wurde bereits gesagt. Mittlerweile wird aber auch deutlich, dass es unmittelbar und mittelbar unsere Lebensgrundlagen beeinträchtigt und zunehmend sogar zerstört. Die bittere Wahrheit ist, dass seit Beginn jener Wachstums- und Wohlstandsexplosion, die uns bis heute beglückt, der menschliche Wissens- und Könnensstand nie hoch genug war, um ohne Raubbau an Natur und Umwelt und an den Menschen selbst so leben zu können wie wir gelebt haben und vorerst weiter zu leben versuchen. So wie wir leben kann nur der räuberische Mensch, der homo rapax, leben, der sich mehr genehmigt als die Ver- und Entsorgungskapazitäten der Erde zulassen. Die Folge: eine ständige Überforderung des Planeten, die die Bundeskanzlerin – halb resignierend, halb hoffend – ausrufen lässt: "Es muss uns in diesem Jahrzehnt gelingen, eine Art des Wirtschaftens zu finden, die nicht die Grundlagen ihres eigenen Erfolges – ich füge hinzu: die Lebensgrundlagen von Pflanzen, Tieren und damit auch der Menschen selbst – zerstört."

Bislang hat dieser dramatische Appell allerdings allenfalls punktuell Wirkungen gezeitigt. Denn noch zerstört die Menschheit, mit den Völkern der früh industrialisierten Länder an der Spitze, ihre natürlichen Lebensgrundlagen mit zum Teil wachsender Geschwindigkeit. Allein von Mitte 2012 bis Mitte 2013 wurden im Amazonasbecken fast 6.000 Quadratkilometer ökologisch wertvollsten Regenwaldes gerodet und starben weltweit 10.000 Arten aus. Das ist das Hundertfache der natürlichen Rate. Das summiert sich! So hat sich dem Bericht des WWF zufolge die Zahl der Säugetiere, Vögel, Fische und Pflanzen zwischen 1970 und 2010 halbiert. Das letzte Mal befand sich die Menschheit Mitte der 1970er Jahre innerhalb der Tragfähigkeitsgrenzen der Erde. Heute benötigt sie die Kapazitäten von 1,5 Globen. 2030 werden es – wenn alle in Aussicht genommenen Maßnahmen greifen – zwei und 2050 2,8 Globen sein.

Aber nicht nur die Biokapazität wird überfordert. Weiter stark ansteigend ist auch – trotz allen technischen Fortschritts – der pro Kopf Verbrauch an nicht erneuerbaren Ressourcen. Seit 1970 stieg er global bei fossilen Energieträgern um acht Prozent, bei Erzen um dreißig Prozent, bei Mineralien für den Bau um neunzig Prozent und über alle nicht erneuerbaren Ressourcen hinweg um 25 Prozent. Da sich im gleichen Zeitraum die Weltbevölkerung verdoppelte, stieg der Verbrauch dieser Ressourcen seit 1970 um 150 Prozent.

Die früh industrialisierten Länder, also wir, gehen bei alledem mit schlechtem Beispiel voran. Zwar ist es gerade in diesen Ländern gelungen, dank technischen Fortschritts und verschiedener Einsparmaßnahmen den Ressourcenverbrauch pro

Wertschöpfungseinheit seit 1970 um ein Drittel zu senken. Aber das Wachstum der Wirtschaft hat diese Einsparungen weit überkompensiert. Unter dem Strich verbrauchen wir heute mehr denn je. So benötigen die US-Amerikaner für die Aufrechterhaltung ihres Lebensstils 4,4 Globen. Aber auch wir Deutschen, die wir uns ja gerne als besonders umweltbewusst geben, beanspruchen noch immer 2,6 Globen mit kaum sinkender Tendenz.

Dass dies kein nachhaltiger, geschweige denn zukunftsweisender Pfad ist, auf dem wir Deutschen und Europäer zusammen mit der Mehrheit der übrigen Menschheit wandeln, dürfte unmittelbar einsichtig sein. Zu lange haben wir uns in der Illusion gewiegt, unser großer materieller Wohlstand gründe in erster Linie auf unserem Einfalls- und Ideenreichtum, unserer Leistungsbereitschaft und unseren besonderen Qualifikationen und nicht zuletzt auf unserer Arbeitsamkeit. Gewiss beruht er auch darauf. Aber hielten wir uns zugleich an die irdischen Tragekapazitäten, würden wir vielleicht die Hälfte, vielleicht auch nur vierzig Prozent dessen erwirtschaften, was wir heute als Wertschöpfung ausweisen.

Das heißt, ohne epochale Durchbrüche und Erkenntnisgewinne, auf die wir zwar hoffen, aber nicht bauen sollten, neigt sich die jahrhundertelange Epoche fortwährender Expansion ihrem Ende entgegen. Ihr Wurzelgrund ist erschöpft – physisch wie psychisch. Das gilt zumindest für jene Länder, die schon am längsten dem expansiven Paradigma folgen – die früh industrialisierten. Hierfür gibt es einige gute Indikatoren. Wirkliches Wirtschaftswachstum gibt es, von Ländern mit Sondereinflüssen wie den USA abgesehen, eigentlich nur noch bei den Newcomern. In der EU-15 beispielsweise haben sich die durchschnittlichen jährlichen Wachstumsraten von knapp fünf Prozent in den 1950er Jahren über 2,6 Prozent in den 1970er auf 1,6 Prozent in den 1990er Jahren zurückentwickelt und im laufenden Jahrzehnt werden es vielleicht noch 0,5 Prozent sein. Aber nicht nur die Raten sinken. Auch die realen Zuwächse gehen dramatisch zurück. Seit den 1970er Jahren sind sie auf etwa ein Fünftel des Ausgangswertes gefallen und alles Schuldenmachen hat nicht vermocht den Trend zu wenden oder auch nur zu beenden. Den weltweiten Wachstumsritualen, wie sie soeben wieder in Brisbane zelebriert wurden, haftet zunehmend etwas Unwirkliches an.

Die weitestgehende Außenwendung des Menschen, die dieser im Zuge der Säkularisierung erfuhr, ist an ihre Grenzen gestoßen. Die Zeit scheint gekommen, dass sich Menschen und Gesellschaft auch wieder jener Bedürfnisse und Fähigkeiten annehmen, die seit Generationen in den Hintergrund getreten und mitunter sogar verkümmert sind. Das Bessersein der Zukunft beginnt mit unserem Menschenbild. Seit geraumer Zeit ist es weitgehend eindimensional. Erstaunt stellen wir fest, dass immer mehr nicht in der Lage sind, ihre Sinne intensiv und extensiv zu nutzen – zu hören und zu sehen, zu riechen, zu schmecken und zu fühlen. Sie sind ganz buchstäblich stumpf geworden. Viele machen nicht mehr – so der amerikanische Stardirigent japanischer Herkunft Kent Nagano – die existenzielle

Erfahrung einzutauchen in spirituelle Lebenswelten und Dinge zu erfahren, die größer sind als sie selbst.

In den zurückliegenden Generationen haben wir in den früh industrialisierten Ländern im buchstäblichen und übertragenen Sinne Gehäuse geschaffen, die es jetzt mit Substanz zu füllen gilt, zum Beispiel unsere Städte, unsere Mobilitäts- oder Bildungssysteme. Wie lebenswert sind unsere Städte, von denen einst ein Alexander Mitscherlich sagte, sie seien "unwirtlich". Manches scheint gelungen, aber vieles ist schlicht trostlos. Mit Krieg und Nachkriegszeiten hat das alles wenig zu tun. Denn zutiefst unwirtlich sind viele Städte auch in Ländern, die diese Kriegsnöte nicht kannten. Vielmehr hat hier ein Geist gewirkt, der den Menschen in seinem Facettenreichtum nicht begriffen hat. Es sollte doch sehr nachdenklich stimmen, wenn die Menschen der Jetztzeit auf ihren vielen Reisen im In- und Ausland zielstrebig das anstreben, was vor langer Zeit geschaffen worden ist und ihre eigenen Schöpfungen nur allzu häufig links liegen lassen. Diesen Schöpfungen fehlt ganz offensichtlich das gewisse Etwas, die Seele. Sie ist mit Geld nicht zu ersetzen. An Geld fehlt es nicht. Noch nie waren Bauherren – alles in allem – so affluent wie heute. Vor allem den öffentlichen Bauherren kommt es nach aller Erfahrung auf ein paar Millionen oder gelegentlich auch ein paar Milliarden nicht an. Auch an Ideen mangelt es nicht. Woran es mangelt ist oft geistige Substanz, die Offenheit für "Inspiration" (Nagano).

Und dies wiederum erlaubt Rückschlüsse auf unsere individuelle und kollektive Fähigkeit oder wohl zutreffender Unfähigkeit zur Muße. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat unlängst ein Multimillionenforschungsprojekt zu genau dieser Thematik vergeben: Wie ist es um unsere Mußefähigkeit bestellt und welche Verluste erleiden Individuen und Gemeinschaften, die nur zum Chillen, nicht aber zu wirklich frei strömender kreativer Muße in der Lage sind? Wann breitet sich in solchen Individuen und Gemeinschaften die große Leere aus, die zugeschüttet wird durch alle möglichen oft sinnlosen Aktivitäten?

Oder unsere Mobilitätssysteme. Sie werden dem Rhythmus des Mehr entsprechend immer weiter ausgebaut. Aber ist das überhaupt sinnvoll? Oder ist nicht die viel zukunftsweisendere Frage wie viel Mobilität Mensch und Gesellschaft zuträglich ist? Wie viel Gütertransport benötigen wir? Was ist der Wert von Reisen? Fragen wie diese erscheinen heute beinahe spirituell-methaphysisch. Das aber sind sie nicht. Sie sind existentiell.

Oder unsere Bildungssysteme? Haben die jungen Menschen, wenn sie sie verlassen, das Wichtigste gelernt, was eine Generation der nachfolgenden mitgeben kann, nämlich die Kunst zu leben? Zweifel hieran dürften nicht unbegründet sein.

Besser statt mehr! Ob und wie wir die Zukunft meistern werden, wird entscheidend davon abhängen. Wird uns die Umorientierung gelingen: weniger tote Materie und mehr lebendiger Geist? Ich bin nicht sicher, aber doch ganz zuversichtlich. Denn der Kreis derer, die dabei sind, diese Umorientierung bei sich selbst vorzunehmen, wächst zwar langsam, aber beständig.